

NORBERT OHLER

Sie lebten eher neben als mit den Deutschen – die
Angehörigen der „Forces Françaises en Allemagne“
in Freiburg 1945-1992

Sie lebten eher neben als mit den Deutschen. Die Angehörigen der „Forces Françaises en Allemagne“ in Freiburg 1945–1992

von Norbert Ohler

Am 21. April 1945, also nur wenige Tage vor der Kapitulation der deutschen Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg, nahmen französische Truppen Freiburg ein. In der Stadt wurde eine Garnison der „Forces Françaises en Allemagne“ (FFA) eingerichtet. Einheiten dieser „Französischen Streitkräfte in Deutschland“ blieben bis zum 25. August 1992 in der Stadt stationiert – weit länger, als man sich das wohl vorgestellt hatte. Etwa 7.000 Personen umfassten das französische Militär und sein Anhang anfangs; Ende der 1980er-Jahre waren es noch 5.500. Dazu gehörten neben den Wehrpflichtigen 900 bis 1.000 Berufssoldaten sowie deren rund 1.500 Familienangehörige, Verwaltungsbeamte und weitere Zivilisten. Die jeweils 2.000 bis 2.500 Wehrpflichtigen im Alter von 18 bis 20 Jahren kamen nicht freiwillig, sondern wurden von ihrem Staat geschickt. Die meisten von ihnen sprachen kein Deutsch und wollten nach Ableistung ihres Dienstes rasch zurück in die Heimat. Aber unter den länger verweilenden Berufsoffizieren und ihren Familien, vor allem wenn sie aus dem Elsass stammten, waren Deutschkenntnisse weiter verbreitet. Diese Militär- und Zivilpersonen stellten einen Sonderfall unter den Migranten insofern dar, als ihr Auftreten und die Begegnung mit ihnen das für die weitere Zukunft Europas schicksalhafte Verhältnis zwischen Franzosen und Deutschen beeinflussten.

Schwer belastete Anfänge

Noch während die französischen Truppen in Freiburg einrückten, wurde am Sonntag, dem 22. April 1945, im Stadtteil Günterstal ein Hochzeitspaar getraut. Plötzlich erschienen in der Kirche drei französische Soldaten, die Gewehre im Anschlag. Doch statt weiter zu stören, beugten sie die Knie, nahmen an der Fei-

er teil und überreichten anschließend den frisch Vermählten kleine Geschenke.

Solch positive Begegnungen gab es, doch bestimmten eher gegenteilige Erfahrungen mit Übergriffen der Besatzer das Gesamtbild der frühen Jahre französischer Militärpräsenz, das die Freiburger hatten und teilweise noch haben, und vergifteten das Verhältnis. Nicht auf Anordnung „von oben“ – wie ausdrücklich betont sei –, sondern aufgrund persönlicher Zuchtlosigkeit und womöglich auch aus Gefühlen der Rache für Untaten, die während der deutschen Besatzung in Frankreich angerichtet worden waren, heraus begingen französische Soldaten Gewaltakte. Das hinterließ Eindrücke, die älteren Bewohnern der Region noch heute in den Knochen stecken. Es kam zu Diebstählen, Raub, mutwilligen Zerstörungen, Totschlag und Mord – Verbrechen, von denen viele ungesühnt blieben. Als besonders gefürchtet und niederträchtig wurden Vergewaltigungen von Frauen und Mädchen empfunden, die in vielen Fällen von „Marokkanern“ begangen wurden, wie der Volksmund die Kolonialsoldaten aus Nord- und Westafrika oft verallgemeinernd bezeichnete. Vereinzelt ist es noch bis weit in die 1950er-Jahre zu sexuellen Übergriffen von Soldaten gekommen. Die Zahl der Opfer hat man kirchlicherseits für die Erzdiözese auf 30.000 bis 40.000 Fälle geschätzt.

In Unterlagen des Freiburger Diözesanarchivs finden sich aber auch Belege für gegenteilige Erfahrungen. So notierte ein Pfarrer aus Lörrach schon im September 1945 über die Besatzungssoldaten: *Viele, vielleicht die meisten waren anständig, gutmütig und darum nicht ungerne gesehen.* Dieses Bild dürfte auch für Freiburg gelten, doch die beunruhigend häufigen Fälle von Gewalttaten empörten die Bevölkerung um so mehr, als sich herumsprach, dass Amerikaner und

Briten sich in ihren Besetzungszonen durchweg korrekt verhielten.

Es waren aber nicht nur die persönlichen Übergriffe einzelner Militärs, die die deutsche Bevölkerung verbitterten, sondern auch die im Vergleich zu den anderen Westalliierten härtere Gangart, welche die Franzosen bei der Verwaltung und materiellen Ausbeutung ihrer Besetzungszone ansetzten.

Der große Komplex der „Schlageter-Kaserne“ südwestlich der Stadt wurde beschlagnahmt und kam damit als Notquartier für ausgebombte Freiburger nicht in Betracht. „Quartier Vauban“ nannten die FFA dieses Kasernenareal. Nach ihrem Abzug blieb der Name, der nun den jüngsten, auf seine ökologisch korrekte Bauweise stolzen Stadtteil bezeichnet, der auf dem Gelände entstand.

In der frühen Besetzungszeit wurden auch nichtmilitärische Sachgüter in großen Mengen requiriert. Und es wurde Wohnraum beschlagnahmt, was in der 1944 durch einen schweren Luftangriff verwüsteten Stadt als besonders schmerzlich empfunden wurde. 2.540 Wohnungen waren auf diese Weise im September 1946 der Nutzung durch die Freiburger Zivilbevölkerung entzogen. Obdachlosigkeit und – damit verbunden – Kälte erreichten schwer erträgliche Ausmaße. Lange Jahre zählte die Wohnungsnot zu den Hauptbeschwerden gegen „die“ Franzosen. Schwer drückte auch der Hunger als Folge des Zusammenbruchs der Lebensmittelversorgung. Die Not wurde dadurch verstärkt, dass sich die FFA zur Entlastung Frankreichs großenteils aus dem besetzten Lande ernährten. Für böses Blut sorgte zudem, dass manche Offiziere und deren Familien einen aufreizenden Lebenszuschnitt zur Schau stellten und man erleben musste, wie französische Kinder zur Erholung in den Schwarzwald geschickt wurden, während es große Schwierigkeiten bereitete, die eigenen Kinder durchzubringen. Wohnungsnot, Hunger und Kälte haben sich in die Erinnerung eingebrannt. Liegt es in der Natur des Menschen, dass schlechte Erfahrungen häufiger weitererzählt werden und länger nachwirken als gute?

Der holprige Weg zur Normalisierung

Das Bild von der „düsteren Franzosenzeit“ hat sich in dem Maße aufgehellt, wie französische Quellen aus der Nachkriegszeit zugänglich wurden und Fallstudien zeigten, dass das anfänglich feindliche Gegeneinander

nach und nach in ein distanzierendes Nebeneinander und schließlich oft in ein freundliches Miteinander überging. Dazu beigetragen hat ein Wort, mit dem General de Gaulle im Oktober 1945 bei einem Besuch in Freiburg deutschen Honoratioren Hoffnung gemacht hatte: *Nous avons donc à travailler ensemble (wir müssen also gemeinsam ans Werk gehen)*. Der Chef der provisorischen französischen Regierung hat damals den Geladenen sogar die Hand gereicht; seitdem grüßten auch andere französische Offiziere deutsche Gesprächspartner mit Handschlag.

Auf beiden Seiten sind Menschen guten Willens aufeinander zugegangen. Wenn es sich so ergab, verhandelte man auch auf Deutsch miteinander und nahm Rücksicht auf Empfindlichkeiten. Örtliche Machthaber – auch in Freiburg – verständigten sich mit den Besetzten über Vieles, was allen weiterhalf: Blindgänger wurden entschärft, Trümmer beseitigt, Eisenbahnen und Brücken instandgesetzt. Das brachte Licht in den grauen Trümmeralltag und diente dem Frieden.

Seit der Währungsreform im Juni 1948 verbesserte sich die Ernährungslage und das Angebot an Kleidung nahm zu. Nun blickten die Freiburger nicht mehr gar so scheel auf die Franzosen. Unerträglich blieb die Lage aber noch lange auf dem Wohnungsmarkt, zumal die Stadt seit 1949 Tausende von Flüchtlingen und Vertriebenen aus den ehemaligen Ostgebieten des Reiches aufnehmen musste.

Doch Steine des Anstoßes, die noch lange für Fortdauer und Wiederaufleben schon überwunden geglaubter Ressentiments sorgten, gab es immer noch viele.

Die „Franzosenbauten“ in der Stadt

Seit dem Sommer 1951 wurde bekannt, dass von den FFA größere Bauvorhaben geplant wurden, als man angenommen oder – besser gesagt – befürchtet hatte. Denn im Einvernehmen mit der neuen deutschen Bundesregierung sollten wegen des als zunehmend bedrohlich eingeschätzten Ost-West-Gegensatzes weit mehr alliierte Streitkräfte in Deutschland stationiert werden, als zunächst vorgesehen worden war. Oberbürgermeister und Stadtrat beugten sich den sicherheitspolitischen Argumenten und suchten seit 1951/52 in sachlichen Gesprächen mit Vertretern der Besatzungsmacht nach Lösungen. Im Januar 1953 galt

die Beschaffung von Grundstücken noch als „schwierig“ – auch deshalb, weil viele Besitzer in die von den FFA ultimativ verfügten Enteignungen, deren Rechtmäßigkeit zunächst nur im kleinen Kreise bezweifelt wurde, nicht einwilligen wollten. Im Laufe desselben Jahres entspannte sich die Lage ein wenig, weil viele Grundstücke „vom Bund erworben“ wurden. Die Stadt sah sich also weniger belastet, als man zunächst erwartet hatte.

Die FFA verfügten in Freiburg über das „Quartier Vauban“ sowie über Wohn-, Büro- und Geschäftsräume, Hotels, ein Militärspital, Post und Kino, Schulen und Gebetsräume, Freizeit- und Erholungsstätten, Garagen, Werkhallen und Lager. Dass die insgesamt 58 Gebäudekomplexe und Einrichtungen an mehr als zwanzig Stellen im Stadtgebiet lagen, erklärt sich auch damit, dass 1945 nur unbeschädigte Gebäude beschlagnahmt worden waren. Trotz dieser verstreuten Lage fühlte die Garnison sich, wie hohe Offiziere versicherten, in Freiburg *chez nous* (*daheim*). Die Gefahr der Ghattobildung war geringer als in den anderen Besatzungszonen, in denen die Streitkräfte eher in eigenen Vierteln lebten.

Die immer lauter gegenüber den Franzosen erhobenen Forderungen nach Freigabe beschlagnahmter Wohnungen waren verständlich, erst recht, wenn Leerstände ruchbar wurden. Die erklärten sich mit bürokratischer Langsamkeit und mit der Versetzung von Offizieren; denn nicht immer schloss ein Kommando nahtlos an das andere an. Immerhin wurden Liegenschaften in dem Maße geräumt, wie Angehörige der FFA in für sie gebaute Wohnungen einziehen konnten, vor allem in den Stadtteilen Unterwiehre (Admiral Spee-, Bayern-, Gallwitz- und Langemarkstraße), Oberau (Hindenburg- und Runzstraße), Innenstadt (Rhein- und Merianstraße) und im Stühlinger (Colmarer Straße). Doch trotz reger Bautätigkeit auch zugunsten der Zivilbevölkerung hausten noch 1957 viele Freiburger in Notunterkünften.

Ein häufig wiederholter Vorwurf richtete sich gegen die als „üppig“ betrachteten Bauplanungen der FFA. So fragten Freiburger kritisch nach dem Gesamtentwurf und nach Einzelheiten: Brauchten die FFA wirklich vier Schulen? Immerhin verlangten sie keine eigenen Kultbauten. Die Katholiken gingen zur Messe in die Universitätskirche an der Bertoldstraße oder in eine von drei Kapellen (im „Quartier Vauban“, am Sitz



Abb. oben: Im einstigen Postamt der französischen Garnison an der Ecke Agnesen-/Colmarer Straße im Stadtteil Stühlinger befindet sich heute eine Kindertagesstätte der Universität (StadtAF Photo Gutzmer).

Abb. unten: Die „Franzosenbauten“, Wohnhäuser, die nach Einheitsbauplänen für Angehörige der Stationierungstreitkräfte und ihre Familien errichtet worden waren, wie hier an der Colmarer Straße, sind trotz der inzwischen nach dem Abzug erfolgten Renovierungen und teilweisen Umgestaltungen im Stadtbild aufgrund ihrer typischen Bauweise immer noch leicht zu erkennen. Sie prägen das Aussehen ganzer Viertel und Straßenzüge (StadtAF M 7040).

des Militärpfarrers in der Rheinstraße sowie im Militärhospital), die Protestanten in eine eigene Kapelle in der Rheinstraße, jüdische Angehörige der FFA in ein „Oratoire Militaire“; Muslimen war wohl kein eigener Gebetsraum zgedacht.

Als „luxuriös“ galten vor allem die vom französischen Militär geplanten Wohnungen. Im März 1952 kam es zu einer erregten Debatte im Stadtrat: Trifft es zu, so wurde gefragt, dass die Wohnung eines Unteroffiziers 60.000, die eines Offiziers gar 80.000 DM kosten soll?! Die „Stuttgarter Zeitung“ machte sich zum Sprachrohr des Unwillens in der deutschen Bevölkerung. Am 14. Mai 1952 prangerte sie Zahl und Kosten der Projekte an: Wohnungen für Unteroffiziere und Offiziere der im Aufbau begriffenen „Bundeswehr“ sollten durchschnittlich 22.000 DM kosten, solche für die FFA 55.000 bis 57.000 DM. Also weit mehr als das Doppelte! Im Jahr darauf titelte der „Südkurier“ am 27. Februar: *In krassem Gegensatz zur Not.* Das Planungsamt der Stadt erklärte am 28. Mai 1953 die Mehrkosten mit der Bauweise: Die Wohnräume seien größer als sonst in Deutschland üblich; Nebenräume, Flure und vor allem die Treppenhäuser seien *ohne jede Sparsamkeit großzügig angelegt*; die Ausstattung gehe weit über das hinaus, was *mit Rücksicht auf die Verzinsbarkeit tragbar wäre.* Kleinlaut mutet demgegenüber ein Bericht vom 10./11. Oktober desselben Jahres im „Schwarzwälder Bote“ an: Vertreter der deutschen Presse hätten Rohbauten in der Breisacher Straße besichtigen können und von Kosten gehört, wie man sie im gehobenen sozialen Wohnungsbau kenne: 1-3-Zimmer-Wohnungen mit Bad beziehungsweise Sitzbad für 16.500 bis 22.000 DM. Pro Bett rechne man für das „Hotel Turenne“ mit 12.000 DM, für das Militärspital mit 18.000 DM, einschließlich Klinik Einrichtung. Das sei weniger als für vergleichbare deutsche Häuser. Solche Informationen dämpften den Unwillen der Bevölkerung und begrenzten das Wuchern von Gerüchten.

Zu einem Stein des Anstoßes wurde das am Fahrenbergplatz errichtete Stabsgebäude. Seit 1953 geplant, waren in ihm von 1955 bis 1992 das Oberkommando für das südliche Stationierungsgebiet und das Hauptquartier der 3. Panzerdivision untergebracht. Fremdartig mutete es die einen an, auf andere wirkte es protzig in der Trümmerwüste ringsum. Die Bezeichnung „Panzerkreuzer“ spiegelte eine in Freiburg



Lebensmittel, Dinge des täglichen Bedarfs und Zeitschriften konnten die Angehörigen der Garnison in eigenen Geschäften einkaufen. Französische Supermärkte, sogenannte „Economats“, befanden sich zum Beispiel in der Rheinstraße (siehe Abbildung), in der Agnesenstraße (heute bietet hier ein orientalischer Supermarkt seine Waren an) und der Uffhauser Straße (StadtAFM 75/6).

verbreitete Mischung aus Respekt und Spott „den“ Franzosen gegenüber. Seit 1988 steht das Gebäude als Beispiel für die Architektur der 1950er-Jahre unter Denkmalschutz; seit 1997 beherbergt es das Rektorat der Universität. „Schwerter zu Pflugscharen“ könnte über dem Eingang stehen.

Ungeliebte Konkurrenz oder positiver Wirtschaftsfaktor?

Noch im Juli 1957 wurde im Freiburger Stadtrat darüber geklagt, dass die FFA der Stadt wirtschaftlich nichts brächten, weil sie eigene Geschäfte, Restaurants, Hotels und Kinos hätten. Französische Touristen kehrten in der „Maison de France“ ein und übernachteten im „Hotel Turenne“. Als noch weit bedenklicher wurde angeprangert, dass dort auch Deutsche bedient würden, sodass der Fiskus Steuern verliere! Stadt und Oberfinanzdirektion gingen den Vorwürfen nach und kamen zu dem Ergebnis, dass man sich – von Ausnahmen abgesehen – an die deutschen Zoll- und Steuervorschriften halte. Beruhigendes wusste am 8. Januar 1958 auch das Amt für öffentliche Ordnung zu melden: Bei Probeeinkäufen habe die Zollfahndung festgestellt, daß die französischen Geschäfte Waren wirklich nur an Inhaber der Berechtigungskarte verkaufen. Steuerausfälle wegen deutscher Besucher in FFA-Restaurants seien unerheblich. Die Tendenz war klar: Auf keinen Fall wollte

man Bagatellen hochspielen. Trotzdem kam es noch 1961 zu einem ausführlichen Schriftwechsel zwischen dem Oberbürgermeister, der Oberfinanzdirektion und dem Rektorat der Universität einerseits, dem französischen Verbindungsoffizier andererseits. Dieser bat am 24. April fast flehentlich, ihm nicht die unzeitgemäße Aufgabe anzuhängen, deutsche Zollvorschriften in ihrer ganzen Strenge durchsetzen zu müssen: Wenn in Absprache mit dem Rektor deutsche Studierende in der „Maison de France“ äßen, dann liege das im Interesse guter deutsch-französischer Beziehungen und *vor allem freundschaftlicher Bindungen zwischen jungen Menschen unserer beider Länder*. In Freiburg hat man seinerzeit auch zu bedenken gegeben, dass Angehörige der FFA mit Einkäufen in deutschen Geschäften für einen Ausgleich sorgten. Wie berechtigt dieses Argument war, zeigen Anzeigen in Broschüren, die von den FFA und der Stadt gemeinsam für französische Militärs und Zivilisten herausgegeben wurden. So warben in der Ausgabe 1969 von „Ma garnison en Allemagne. Fribourg“ mehr als 30 deutsche Firmen um französische Kunden: von Autowerkstätten über Banken und Bekleidungsgeschäfte, Bestattungsunternehmen und Pizzeria bis zum Umzugsspezialisten. Auch nationale französische Feiertage entwickelten geschäftliche Bedeutung: Fielen der 8. Mai, der 14. Juli oder der 11. November auf Werktage, mochte man meinen, Freiburg und seine Parkhäuser seien fest in französischer Hand. Kaufhäuser hatten eigene Schalter eingerichtet, damit die Kunden von jenseits des Rheins ihre Francs bequem in Deutsche Mark wechseln konnten. Gefragt waren Damenkonfektion, Fernseher, tragbare Radios und anderes, was wegen der niedrigeren Mehrwertsteuer preiswerter als in Frankreich zu haben war.

Miteinander – zunächst die Kinder, bald auch die Erwachsenen

Als FFA und Stadt noch Mühe hatten, Konflikte einvernehmlich zu regeln, sorgten auf beiden Seiten Amtsträger dafür, dass eine im Laufe der Jahre wachsende Zahl ihrer Landsleute sich möglichst ungezwungen kennenlernen konnten. Beschämung spricht aus der Achtzeilenmeldung des „Schwarzwälder Bote“ vom 9. Januar 1956 unter der Überschrift *Winziger Beitrag zur Verständigung*: Von 40.000 Freiburger Familien hätten *immerhin* 26 über Weihnachten / Neujahr 38 französische Soldaten bei sich begrüßt. Dagegen seien

49 deutsche Kinder – 10 Waisen und 39 Flüchtlingskinder – bei 47 in Freiburg wohnenden französischen Familien zu Gast gewesen.

Seitens der FFA achtete man weiterhin darauf, vornehmlich vom Schicksal Geschlagenen einige frohe Stunden zu bereiten: Kindern aus dem Waisenhaus, aus Baracken und Obdachlosenheim, Pflegekindern und Mündern des Jugendamtes. Die anfänglich steif verlaufenden Begegnungen fanden Beifall, auch in den Medien, und schon Mitte der 1950er-Jahre sprach man von einer guten Tradition. Umworben wurden Kinder anfangs auch deshalb, weil sie für die Greuel des Krieges nicht verantwortlich waren; wohl aber sollten sie eine befriedete Welt aufbauen. Mädchen und Jungen sahen sich also eingeladen in den Stadtpark zu einem „Osterhasenfest“ (1956), in die Stadthalle zur Bescherung, zu einem Bunten Nachmittag, zu einem Kostümball, oder im Dezember ins Theater zu einem Märchenspiel (1956 „Peterchens Mondfahrt“, 1962 „Die versteinerte Prinzessin“). Die Bescherung umfasste einmal auch Spielzeug, das Angehörige der FFA in ihrer Freizeit für 400 deutsche Kinder gebastelt hatten. Gedacht war es, und damit schließt der Zeitungsbericht, als *Beitrag auf dem Wege zu einer Völkerverständigung, die alle Menschen ersehnen, die guten Willens sind*. Für weitere Gruppen brauchte es keine Initiative ‚von oben‘. Wer sich über die Sprachgrenze hinweg für Briefmarken, Musik, Reiten, Tanzen, Tennis oder Wandern interessierte, hatte bald Gleichgesinnte gefunden.

Wie nicht anders zu erwarten, hat es aber auch Unzufriedenheit, ja sogar scharfe Kritik an den Einladungen gegeben, mit denen der Graben zwischen den beiden Völkern nach und nach eingeebnet werden sollte. Erhalten haben sich sowohl anonyme als auch namentlich gezeichnete Schreiben, in denen der Oberbürgermeister aufgefordert wird, statt Einladungen für Franzosen zu organisieren, solle er dafür sorgen, dass notleidende Deutsche Hilfe und Zuwendung erfahren. Dennoch: Wie nahe man sich in wenigen Jahren gekommen war, wird deutlich, wenn man es in Relation zu einem Erlebnis sieht, das eine junge Freiburgerin und ihre Eltern noch wenige Jahre zuvor hatten. Als Siebenjährige hatte sie im Sommer 1945 gern mit den Nachbarskindern gespielt, zu denen auch der etwa gleichaltrige Sohn eines französischen Offiziers gehörte. Eines Tages hatte sie gesehen, wie der Junge einem



Jedes Jahr veranstalteten die französischen Streitkräfte in Freiburg einen stets gut besuchten „Tag der offenen Tür“. 1988 begrüßte General Voinot bei der Eröffnung die Freiburger Bevölkerung mit den Worten: „Fünfundzwanzig Jahre nach Unterzeichnung des Deutsch-Französischen Freundschaftsvertrages fühlen wir uns in Freiburg ‚zuhause‘, und wir hoffen, dass Sie uns als ‚Ihre Soldaten‘ betrachten“ (StadtAFM 75/1).

Schmetterling nacheinander Beine und Flügel ausriss. Sie war empört und es kam zwischen den beiden Kindern zu einem mit Geschrei und Fäusten ausgetragenen Streit. Kurz danach erschien der Vater des Jungen, ein ansonsten immer freundlicher, der deutschen Nachbarsfamilie wohlgesonnener Mann, in der elterlichen Wohnung des Mädchens und eröffnete deren Vater, er solle seine Tochter warnen: wenn sich Derartiges wiederhole, könne er ins Gefängnis kommen!

Seit etwa 1952/1953 luden sich Offiziere der FFA und Honoratioren der Stadt gegenseitig zu Bällen, Empfängen und anderen Gelegenheiten ein. Je besser man sich kannte, desto leichter waren strittige Angelegenheiten zu lösen. Im August 1958 heißt es, dass zwischen der Stadtverwaltung und Oberst Fousier, dem Verbindungsoffizier der FFA, „eine gute, von persönlichem Vertrauen getragene Zusammenarbeit“ bestehe. Als der Oberst bald darauf in den Ruhestand verabschiedet wurde, würdigte die „Badische Zeitung“ das am 2. September 1958 mit einem großen Artikel samt Foto unter dem Titel *Ein Freund verläßt Freiburg*. Die Akten bergen viele Beweise dafür, dass die Bezie-

hungen zwischen Deutschen und Franzosen sich erstaunlich rasch entkrampften. Der Oberbürgermeister gratulierte Offizieren zur Verleihung von Orden oder zu Beförderungen und dem kommandierenden General zur Silberhochzeit. Auch im Namen von Stadtrat und Stadtverwaltung kondolierte er einem anderen Kommandierenden, dessen Sohn im Algerienkrieg gefallen war.

Deutlich wird auch, dass die Annäherung weitere Kreise erfasst hatte. So berichtet die Lokalpresse 1956 über auffällige Hilfeleistungen. Da hat ein Angehöriger der FFA ein deutsches Unfallopfer rasch in die Klinik gefahren, um das sich dessen Landsleute nicht gekümmert hatten; dort hat ein anderer Franzose in seinem Wagen eine ältere Dame mitgenommen, die auf einer Wanderung ihre Kräfte überschätzt hatte und an der viele deutsche Wagen achtlos vorbeigefahren waren. Der Oberbürgermeister bat dann schriftlich den Verbindungsoffizier um Hilfe, damit er dem Samariter angemessen danken könne, worauf ihm beschieden wurde, dass solches Entgegenkommen doch selbstverständlich sei.

Jeweils am französischen Nationalfeiertag, dem 14. Juli, wurde ganz Freiburg zu einer Art Volksfest in der Stadt eingeladen. Beliebter war später der „Tag der offenen Tür“ auf dem Flugplatz. Angehörige der FFA gaben dabei ein Platzkonzert; sie organisierten Rundflüge, führten militärisches Gerät und Fallschirmspringen vor. Kinder konnten spielen, Jugendliche reiten, Familien die Küche Frankreichs probieren und Erwachsene seine Weine kosten.

Jahrzehntelang gute Nachbarschaft

Seit Ende der 1950er-Jahre waren die politischen Differenzen zwischen den vermeintlichen „Erbfeinden“ weitgehend beigelegt. In Freiburg kam es zwar noch zu Reibereien; doch im allgemeinen bewies man einander Respekt, wenn nicht gar Entgegenkommen. Das erklärt sich auch damit, dass nach den Übeltaten der ersten Jahre Recht und Verträge das Verhältnis der FFA zur deutschen Bevölkerung bestimmten. In der Truppe galt strenge Disziplin. Französische Wehrpflichtige wurden nach Frankreich (straf-)versetzt, wenn sie sich etwas zu Schulden kommen ließen. Die Gendarmerie nahm Schäden auf, die Angehörige der FFA oder deren Fahrzeuge verursacht hatten, und behielt Orte im Blick, die von französischem Militär häufig besucht wurden. Ohne auffällig zu werden, haben die meisten Wehrpflichtigen den Tag herbeigesehnt, an dem sie entlassen wurden und in der Heimat ihre Ausbildung fortsetzen konnten. Bis es soweit war, sah man sie in der näheren Umgebung, etwa beim Gepäckmarsch nach Horben oder bei Übungen unweit der Berghäuser Kapelle. Nach Dienstschluss fuhren sie gern von der Kaserne in die Stadt, möglichst per Anhalter, um den kargen Sold (etwa 480 Francs plus 30 DM, zusammen etwa 175 DM) zu schonen.

Anpassungsfähig, einsatzbereit und phantasiebegabt

Die FFA taten viel, um sich der Bevölkerung als befreundete, von Deutschland zum Bleiben aufgeforderte Verbündete zu zeigen. In einer umfangreichen Broschüre stellte der kommandierende General die Stadt neu ankommenden Wehrpflichtigen vor: Sie kämen in eine der schönsten Garnisonen der FFA. Die Freiburger wüssten es zu schätzen, wenn man sich bemühe, etwas Deutsch zu sprechen und respektiere, was bei ihnen Brauch und Regel sei. In seinem Grußwort

verwies der Oberbürgermeister auf Patenschaften mit Frankreich. Durch ihre Gegenwart trügen die jungen Franzosen dazu bei, Bindungen zwischen beiden Ländern zu vertiefen. Die Broschüre skizziert Geschichte und geographische Lage der Stadt; sie erwähnt Sehenswürdigkeiten und preist die Umgebung. Ein Stadtplan weist Einrichtungen der FFA aus, zusätzlich das französische Konsulat und das „Institut Français“. Beide unterstanden nicht der Armee. Das Konsulat stand im Dienst vor allem der Franzosen, die nicht zu den FFA gehörten. Das „Institut Français“ machte Frankreich und seine Kultur bekannt, organisierte Vorträge und Filmvorführungen, stellte eine Bibliothek zur Verfügung, pflegte die Verbindung zur Universität und bot Französischkurse unterschiedlichen Schwierigkeitsgrades an.

Im Stadtbild erkannte man Soldaten und Offiziere an der Uniform, Militärfahrzeuge an Tarnfarben, die etwa 1.500 Zivilfahrzeuge an blauen polizeilichen Kennzeichen. Zu Besuch in Freiburg weilende Verwandte und Freunde der Soldaten entdeckte man nur dann im Schwimmbad, im Konzert oder im Gottesdienst, wenn man auf Kleidung, Frisur und Sprache achtete.

Vor dem Stabsgebäude kündeten unübersehbare Zeichen von einem freundschaftlichen Miteinander. Eines Tages flatterten zwei Trikoloren einträchtig im Wind: die blau-weiß-rote und die schwarz-rot-goldene. Seit 1978 stellten auf Wunsch des kommandierenden Generals Blumenrabatten das Stadtwappen von Freiburg und das Abzeichen der „3. französischen Panzerdivision“ dar; das Nebeneinander sei „als zusätzliches Symbol der deutsch-französischen Zusammenarbeit“ zu verstehen, die zwischen dem Stab der Division und Dienststellen der Stadt ständig praktiziert werde.

Angehörige der FFA übernahmen eine Patenschaft eigener Art: Jahr um Jahr haben sie in ihren Reihen für die von der „Caritas“ betreute Behindertenwerkstätte in Freiburg-St. Georgen gesammelt. In symbolträchtigen Einsätzen haben sie wiederholt Blut für Deutsche gespendet. Zusammen mit Kameraden der Bundeswehr haben sie im Herbst für den Volksbund deutsche Kriegsgräberfürsorge um Spenden gebeten und am Totensonntag auf dem Hauptfriedhof die Gefallenen geehrt.

Offene Fragen einvernehmlich geregelt

Das Zusammenleben von Zivilbevölkerung und Militär ist schwierig. Wenn Konflikte zwischen FFA und Freiburgern seit den 1950er-Jahren seltener und leiser wurden, dann deshalb, weil aus Feinden Schritt für Schritt Verbündete geworden waren, die sich an Verträge hielten. Beispiele mögen aufzeigen, welche Art von Zwist aus späteren Jahren aktenkundig geworden ist.

Wiederholt hat der kommandierende General sich beim Oberbürgermeister beschwert: Hinweisschilder auf seine Residenz seien mutwillig entfernt, die Nationalflagge vor dem Stabsgebäude gestohlen worden. Er verlangte, der Dieb müsse ausfindig gemacht und streng bestraft werden; den Wiederholungsfall, der ernste Folgen haben werde, hat es wohl nicht gegeben. Vielleicht hatte ein Student seinen ‚Mut‘ beweisen wollen? – Mehr als einmal haben viele Angehörige der einen Nation wenige der anderen unmotiviert krankenhausreif geschlagen. Der Oberbürgermeister oder der französische Verbindungsoffizier entschuldigten sich umgehend in aller Form und versprachen, die Übeltäter ermitteln und vor Gericht bringen zu wollen. In manchen Fällen wurde später eine empfindliche Strafe verhängt, zur Bewährung aber ausgesetzt.

Auf den Schutz der Umwelt achteten Deutsche auch deshalb mehr als Franzosen, weil ihr Land weit dichter besiedelt ist. Freiburger zeigten sich erbost, wenn Angehörige der FFA Schadstoffe in den nächsten Bach einleiteten, Altöl und abgefahrene Reifen im Freien verbrannten. Schon 1959 hat die Stadt, ohne dass es zu einer bösen Verstimmung gekommen wäre, ein Ansinnen offen abgelehnt: Die FFA wollten in Haslach eine Sirene installieren, um ihre Leute rasch alarmieren zu können. Ihnen wurde bedeutet, sie könnten sich eine eigene Weckerleitung legen, wie die Feuerwehr sie habe.

Im Laufe der Zeit hat sich ein zweigleisiges Verfahren ausgebildet: Kritische Leserbriefe ergänzten die insgesamt sachliche Berichterstattung der Presse; gleichzeitig formulierte die Stadtverwaltung verbindliche, in der Sache aber immer deutlichere Eingaben an den Verbindungsoffizier der FFA – etwa wegen des Lärms auf dem Flugplatz, in unmittelbarer Nähe der Universitätskliniken: Das Geknatter der 32 Hubschrauber mit etwa 10.000 Starts und Landungen jährlich sei unerträglich. Schließlich wurde die Staffel

im Juni 1985 nach Friedrichshafen verlegt; über dem Bodensee hat sie wohl weniger gestört.

Abseits der deutschen Bevölkerung: Frauen, Kinder und Jugendliche

Die Ehefrauen französischer Offiziere und französische Zivilangestellte der FFA blieben eher unter sich, auch wegen geringer Deutschkenntnisse. Aber es wurden auch deutsch-französische Ehen geschlossen. Sie lassen sich als Zeichen verstehen, dass beide Seiten im Laufe der Jahre eine belastbare Vertrauensbasis geschaffen hatten. Ohne seine Karriere zu gefährden, konnte seit den 1960er-Jahren ein französischer Offizier eine Deutsche heiraten; Polinnen und Tschechinnen galten dagegen bis zum Fall des „Eisernen Vorhangs“ als Sicherheitsrisiko.

Die Kinder von Angehörigen der FFA besuchten – viele von weit her mit eigenen Schulbussen gebracht – in Freiburg Einrichtungen, die dem französischen Bildungsministerium unterstanden: Eine Vorschule, die „Ecole maternelle“ in der Lugostraße, vier Grundschulen in der Nähe der Hauptwohngebiete sowie ein Gymnasium, das „Lycée Turenne“, mit Gesamtschule („Collège“) und Internat im ehemaligen Lehrerseminar an der Schützenallee. Kinder, deren Vater versetzt worden war, sollten am neuen Wohnort dem Unterricht gleich folgen können. Darum galten dieselben Richtlinien, Bücher, Stundenpläne und Ferientermine wie in Frankreich – mit Ausnahme von täglich 20 bis 25 Minuten Deutschunterricht für die Elf- und Zwölfjährigen und der Sprachenfolge: Als erste ‚lebende‘ Sprache wurde Deutsch, als zweite Englisch unterrichtet. Die Normen des Schulalltags waren streng: Erst am späten Nachmittag kehrten die Kinder heim; dann waren Hausaufgaben zu machen, auch von Samstag auf Montag. Anders als in deutschen Schulen durften Klassenarbeiten auch montags geschrieben werden. Für etwa bleibende Freizeit bot die Schule „clubs“ an: Fußball, Malen, Musik, Nähen, Schach, Schwimmen, Skilaufen, Tanz, Theater, Tischtennis u.a.; darüber hinaus sahen Schülerinnen und Schüler sich von französischen Pfadfindern umworben.

1972 wurde in Freiburg das „Deutsch-Französische Gymnasium“ gegründet. Es unterstand von Anfang an gleichermaßen dem französischen Erziehungs- und dem Kultusministerium von Baden-Württemberg. Das „DFG“, wie es bald im Volksmund hieß, hat 1976



Das 1905 bis 1907 errichtete Gebäude des Großherzoglichen Lehrerseminars an der Schützenallee, das seit 1939 die Reichsgendarmerieschule beherbergt hatte, wurde 1954 der französischen Standortverwaltung zur Unterbringung eines Lyceums mit Internat zur Verfügung gestellt. Trotz des inzwischen erfolgten Abzugs des französischen Militärs und neuer schulischer Nutzung seitdem ist das Bauwerk den Freiburgern weiterhin unter dem Namen „Lycée Turenne“ geläufig (StadtAF Photo Gutzmer).

/1977 eigene Gebäude in der Runzstraße bezogen; angegliedert ist ihm ein Internat in Freiburg-Günterstal. 1981 erhielten die ersten Schülerinnen und Schüler gleichzeitig das Reifezeugnis und das „baccalauréat“ ausgehändigt. Willkommen war Schülern des DFG und des „Lycée Turenne“ ein nicht alltägliches Angebot: Angehörige der FFA haben ihnen gelegentlich kostenlos Fahrunterricht gegeben.

Ausblick

Fast ein halbes Jahrhundert lang haben die FFA in Freiburg eine Stadt in der Stadt gebildet. Sie lebten eher neben als mit den Deutschen, von Ausnahmen abgesehen auch eher neben als mit ihren zahlreichen in Freiburg wohnenden Landsleuten. Daran haben Veranstaltungen, die im Laufe der Jahrzehnte Tradition geworden sind, nur wenig geändert: Einladungen und Feiern, ein Volksmarsch am Feste Christi Himmelfahrt (seit 1975) und die „Erstürmung des Panzerkreuzers“



Nach erfolgreicher „Erstürmung“ durch die Narren erhält 1984 Oberzunftmeister Großholz vom kommandierenden General symbolisch den Schlüssel des „Panzerkreuzers“ am Fahnenbergplatz überreicht (StadtAF K1/154/43).

am Fahnenbergplatz durch die „Breisgauer Narrenzunft“ in der Fastnachtszeit. Weitere verdienstvolle Bemühungen der Stadt, der Schulen, der Universität und der „Deutsch-Französischen Gesellschaft“, Angehörige der FFA und Deutsche ins Gespräch zu bringen, zur Tradition gewordene Bindungen zu festigen und neue Bande zu knüpfen, sind immer wieder an Grenzen gestoßen.

Eigengesetzlichkeiten des Garnisonslebens haben nicht nur in Freiburg das Gespräch zwischen den FFA und Deutschen behindert. Höhere Offiziere wurden im Allgemeinen nach zwei Jahren versetzt. Ihnen fehlte schlicht die Zeit, um im Breisgau einen neuen Freundeskreis aufzubauen. Rückhalt fand der Offizier an seiner Familie und an Kameraden, mit denen er vielleicht seit der Zeit der gemeinsamen Ausbildung befreundet war. Die Wehrpflichtigen, zahlenmäßig der größte Teil der FFA, waren nur zwölf Monate in Freiburg. Wenige sprachen Deutsch oder nutzten Angebote, diese Sprache zu lernen. Immerhin wurden Deutschkenntnisse, die sie im Lande erworben hatten, im Dienstzeugnis vermerkt. Kontakte zu Deutschen blieben auch aus anderen Gründen begrenzt. Die FFA boten nach Dienstschluss attraktive Sportarten an, von Fechten, Fußball und Judo bis hin zu Tennis. Gern nutzten Wehrpflichtige die monatliche Freifahrkarte in die Heimat. Und der karge Sold erlaubte ihnen keine „großen Sprünge“.

Es blieb wohl eher die Ausnahme, dass ein französischer Soldat einem deutschen Verein beitrug oder auf andere Weise Zugang zu Land und Leuten fand.

Das in Grautönen gehaltene Bild verdient Aufhellungen. Da die Angehörigen der FFA sich „daheim“ fühlten, dürften die wenigsten darunter gelitten haben, dass sie fern der deutschen Bevölkerung lebten. Sie verbrachten ihre Zeit in Freiburg nicht viel anders als ihre Kameraden, die in Metz oder Tours ihren Wehrdienst leisteten.

Wer in den 1980er-Jahren das quirlige Leben in der Innenstadt beobachtete, zumal in der Urlaubszeit, sah und hörte zahllose Franzosen. Anders als die Uniformierten fielen deren Ehefrauen nicht auf, und beim Einkauf waren sie von deutschen Frauen kaum zu unterscheiden. Weitere Franzosen bummelten durch die Straßen und ließen bei einer Tasse Kaffee die lockere Atmosphäre auf sich wirken. So gut wie unbemerkt blieben Hunderte ihrer Landsleute, weil sie bewusst in das Leben ihrer Gastgeber eintauchen wollten: Studierende, Lehrer, Arbeitende, Ehepartner von Deutschen.

Von den skizzierten Gruppen fehlen seit zwanzig Jahren in Freiburg nur die Angehörigen der FFA. Französische Touristen, Schüler, Einkaufsbummler bilden nach wie vor einen geschätzten Wirtschaftsfaktor für die Stadt. Unter den Käufern sind nicht wenige Frauen und Männer, die im nachhinein bestätigen, was General Voinot 1988 im Namen der FFA geschrieben hat: Freiburg sei *wahrscheinlich die attraktivste Garnison der Französischen Streitkräfte in Deutschland*.

Als 1989 der „Eiserne Vorhang“ löcherig wurde und die Mauer in Berlin fiel, waren in der Bundesrepublik mehr als 900.000 Soldaten aus sieben Ländern stationiert, unter ihnen mehr als 5.500 Angehörige der FFA in Freiburg. Sie gehörten zu den Hunderttausenden Franzosen, die von 1945 bis 1992 als Soldaten Deutschland kennengelernt haben. Nach ihrer Heimkehr haben nicht wenige von ihnen französisch-deutsche Partnerschaften angeregt oder gefördert, auf der Ebene von Kommunen, Verbänden und Vereinen.

Auch nach dem Abzug der FFA leben viele Franzosen in Freiburg. Anfang 2011 standen sie mit 1.407 Personen unter den Ausländern allerdings erst an vierter Stelle nach Italienern, Türken und Serben. Wahrscheinlich sind unter den heute vor allem in Herdern, Oberau, Unterwiehre, Stühlinger, Haslach und Weingarten wohnenden Franzosen auch solche, die als

Angehörige der FFA Freiburg kennen- und schätzen gelernt haben.

Auf Frankreichreisen wurde der Autor wiederholt gefragt, woher er komme. Oft ließ die Antwort die Gesichter aufstrahlen. *Ah, Fribourg... et Baden-Baden!* Ehemalige französische Wehrpflichtige und Offiziere, deren Ehefrauen und Kinder und ... haben spielerisch die einen, in mühsamer Kleinarbeit die anderen zum Abbau von Vorurteilen beigetragen und die Bereitschaft zu verzeihen gefördert. Denkt man an die Katastrophe der Jahre 1933 bis 1945, an die Not der ersten Nachkriegsjahre und an andere ‚Erbfeindschaften‘ in der Welt, erscheint die Verständigung zwischen beiden Ländern wie ein Wunder.¹

1 Der Autor stützt sich auf wissenschaftliche Arbeiten und auf Unterlagen in Freiburger Archiven (EAF, StAF, StadtAF, Archiv der BZ), die er in zwei Studien mit Einzelnachweisen hat eingehen lassen; deshalb wurde hier auf Anmerkungen verzichtet. Für diesen Beitrag hat er ergänzend folgende Aktenfaszikel des StadtAF intensiv durchgesehen: C5/38, C5/1530-1534, C5/1538, C5/1541-1542, C5/1553 und D.Li. 539. Ausgewertet wurde auch: Franzosen in Freiburg 2011 sowie Angehörige anderer Staaten nach: Beiträge zur Statistik, Statistisches Jahrbuch 2011, hg. vom Amt für Bürgerservice und Informationsverarbeitung, S. 32f. Folgende Literatur wurde berücksichtigt: DEFRANCE, CORINE / PFEIL, ULRICH: Eine Nachkriegsgeschichte in Europa 1945 bis 1963 (WBG Deutsch-Französische Geschichte, Bd. 10), Darmstadt 2011; Die Deutschlandpolitik Frankreichs und die französische Zone 1945 bis 1949, hg. von CLAUS SCHARF / HANS-JÜRGEN SCHRÖDER (Veröffentlichung des Instituts für Europäische Geschichte, Mainz; Beiheft 14), Wiesbaden 1983; FÄSSLER, PETER / GROHNERT, REINHARD (u.a.): Hauptstadt ohne Brot. Freiburg im Land Baden (1945-1952), in: Geschichte der Stadt Freiburg, Bd. 3: Von der badischen Herrschaft bis zur Gegenwart, hg. von HEIKO HAUMANN / HANS SCHADEK, Stuttgart 1992, S. 371-427; MATZ, KLAUS-JÜRGEN: Die französische Besatzungspolitik, in: Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, Bd. 4: Die Länder seit 1918, hg. von HANS-MARTIN SCHWARZMAIER / MEINRAD SCHAAB, in Verbindung mit PAUL SAUER / GERHARD TADDEY, Redaktion: MICHAEL KLEIN / UWE SIBETH, Stuttgart 2003, S. 477-489; MIARD-DELACROIX, HELENE: Im Zeichen der europäischen Einigung. 1963 bis in die Gegenwart (WBG Deutsch-Französische Geschichte, Bd. 11), Darmstadt 2011; OHLER, NORBERT: Eine Stadt in der Stadt – Franzosen in Freiburg, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 139 (1991), S. 455-478; OHLER, NORBERT: Franzosen in Deutschland – Freiburg als Beispiel, in: Die „Franzosenzeit“ im Lande Baden von 1945 bis heute. Zeitzeugnisse und Forschungsergebnisse. La présence française dans le pays de Bade de 1945 à nos jours. Témoignages et résultats de recherche, hg. von JOSEPH JURT, Freiburg 1992, S. 65-82; Südbaden unter Hakenkreuz und Trikolore. Zeitzeugen berichten über das Kriegsende und die französische Besetzung 1945, hg. von BERND SERGER / KARIN-ANNE BÖTTCHER / GERD R. UEBERSCHÄR, Freiburg / Berlin / Wien 2006.

Die „Maison de France“ als „Zweitmensa“ der Universität.

Ein ehemaliger Student erinnert sich

von Norbert Ohler

In den 50er-Jahren des 20. Jahrhunderts nahm die Zahl der Freiburger Studierenden so rasch zu, dass es in der Mensa, die im Untergeschoss des Kollegiengebäudes I eingerichtet war, eng wurde. Da traf es sich gut, dass einige von uns Studenten die in der Nähe gelegene Kantine für französische Soldaten „entdeckten“. Sie befand sich im „Foyer du Soldat“, das auch „Maison de France“ genannt wurde, in der Sedanstraße, gegenüber dem Theater. Heute ist darin ein Seminargebäude der Geisteswissenschaften untergebracht. Damals fühlte man sich dort schon im Eingangsbereich wegen der anders parfümierten Mittel zur Bodenpflege, die verwendet wurden, wie in Frankreich.

Um 1960 habe ich dort wiederholt zusammen mit anderen Studierenden mittags oder abends gegessen: „à la carte“, denn die Menus waren uns zu teuer. Wir aßen zwei Spiegeleier für 0,75 Francs oder Mark (1 Franc entsprach 1 DM), 3/2 russische Eier, garniert, auf Kartoffelsalat für 0,65 Francs oder Pommes Frites für 0,35 Francs und tranken ein Viertel Wein für 0,35 Francs und eine Tasse Kaffee für 0,15 Francs. Brot gab es gratis, reichlich und deshalb gut für den ersten Hunger. Für 1,50 bis 1,60 Francs ließen wir es uns schmecken. Den Vitaminbedarf deckten wir mit auf dem Markt gekauftem Obst. Prüfungen wurden mit „Mousseux“, also Schaumwein zu 3,50 Francs gefeiert – entweder nach dem Essen oder die Flasche verschwand unbemerkt in der Tasche; man wusste, dass man sich damit außerhalb der Legalität bewegte. Champagner, der ebenfalls angeboten wurde, konnten wir uns nicht leisten.

Die frische Tischdecke aus Papier wurde beim Abräumen von Geschirr und Besteck zusammengeknüllt und dann weggeworfen. Ohne jemandem zu schaden, konnte man auf ihr die Gliederung eines Referates



Das zwischen höheren Nachbarhäusern eingezwängte und zurückgesetzte Gebäude des ehemaligen „Foyer du Soldat“ in der Sedanstr. 6 (hier Bild aus dem Jahre 1988) dient heute der Universität für den Lehrbetrieb (Stadt:AF M 72 Neg. 1988/06/03 Nr. 47).

skizzieren, das man kurz vorher in einem Seminar übernommen hatte. Während man vor der Mensa, in der oft ein schwer erträglicher Dunst herrschte, an den meisten Tagen Schlange stehen musste, wurde man in der „Maison de France“ bedient. Seit Anfang 1958 hätte man dort lieber mit Francs bezahlt, die nun weniger wert waren als Mark, doch lehnte das die Bedienung meistens ab. Lästig war nur eine Musikbox, die gegen Bezahlung Schallplatten abspielte. Zwar waren mit einer Taste ein paar Minuten Ruhe zu erkaufen, doch scheuten wir solch eine Ausgabe.

Die „Maison de France“ bot mir als Student, der sich auf das Staatsexamen in Geschichte und Französisch vorbereitete, als weiteren Vorteil das Gespräch mit gleichaltrigen Franzosen, die in Freiburg ihren Wehrdienst ableisteten. Nicht selten waren sie in der Messe, die eigentlich ihnen vorbehalten sein sollte, in

der Minderheit. Sie waren glücklich, dass ihnen Algerien erspart blieb, wo seit 1945, verstärkt seit 1954 ein heftiger Kampf um die Unabhängigkeit des Landes von Frankreich entbrannt war. Bis 1962 hat dieser Krieg etwa 20.000 Franzosen das Leben gekostet. In Deutschland drohte den Wehrpflichtigen allenfalls ein Unfall, nicht aber Verstümmelung oder Tod.

Zeitungen, die den Kurs der Regierung in Paris missbilligten, wurden in Frankreich seinerzeit häufig beschlagnahmt. „L'Express“, „Le Monde“ und „Témoignage Chrétien“ waren erst recht in Einrichtungen der FFA verboten und deshalb auch nicht in der „Librairie Française“ an der Rheinstraße erhältlich. „Le Bled“ („Das Hinterland“), ein Blatt, das meiner Erinnerung nach speziell für die Armee herausgegeben wurde, berichtete einseitig über die „pacification“, die „Befriedung“ in Algerien und verschwieg die horrenden Zahlen der Opfer unter der einheimischen Bevölkerung. Nicht selten sahen wir also, wie unsere französischen Altersgenossen während des Essens verstoßen in einer der verbotenen Zeitungen lasen, die unter der Tischplatte bleiben mussten. Sie hatten sie sich an einem deutschen Kiosk gekauft, um mehr über die zunehmende Verstrickung ihres Landes in den mörderischen Krieg zu erfahren.

Wir tauschten uns aus über das Studenten- und das Soldatenleben, vor allem aber über politische Fragen, oft mit gedämpfter Stimme. Wir machten uns auf Bücher und Filme aufmerksam und spazierten am Sonntag, wenn es die Zeit erlaubte, auch mal gemeinsam zum „Jägerhäusle“ am Schlossberg, um über einer Tasse Kaffee mehr von einander zu erfahren und dabei den Blick über Münster, Kaiserstuhl und Vogesen zu genießen.

An Nationalfeiertagen, also am 8. Mai (Kapitulation der Wehrmacht), 14. Juli (Sturm auf die „Bastille“) und am 11. November (Waffenstillstand im Ersten Weltkrieg) kamen Elsässer und „Innerfranzosen“ gern zum Einkaufen nach Freiburg. Zum Mittagessen gingen dann viele von ihnen in die „Maison de France“, wo drangvolle Enge herrschte. An einem solchen 11. November wurde ich – nichts ahnend – am Eingang von der Bedienung höflich abgefangen. Auf die Frage nach dem Warum antwortete Jeannot knapp: *C'est un jour férié chez nous (wir haben heute einen Feiertag)*. In meiner Einfalt fiel mir nichts Besseres als

Antwort ein als: *Ah, oui, c'est la Saint-Martin (Richtig wir haben ja Martinstag)*. Eine solche Unbedarftheit verschlug Jeannot die Sprache.

Das Angebot eines Kiosks in der „Maison de France“ war für uns wenig verlockend. Immerhin konnte man dort mit etwas Glück und dank ausreichender Sprachkenntnisse einen elektrischen Rasierapparat erstehen. Da die Umsatzsteuer entfiel, war er spürbar preiswerter als in einem deutschen Geschäft. Aber mit einem solchen Kauf bewegte man sich eindeutig jenseits des Erlaubten. Klagen von Freiburger Gastronomen, ihren Gaststätten gingen Einnahmen und dem deutschen Fiskus Abgaben verloren, blieben längere Zeit folgenlos. In der „Oberfinanzdirektion“ teilte man zwar die Bedenken, zumal man wusste, dass die Studierenden sich zum Essen gern ein „Viertel“ gönnten, doch sah man davon ab, die Steuersünder zu belangen.

Wir sind seinerzeit über dem Essen mit französischen Altersgenossen ins Gespräch gekommen, weil die für die „Maison de France“ Zuständigen großzügig waren. Vielleicht hatte der Universitätsrektor den kommandierenden General eines Tages auf das unerquickliche Gedränge in der Mensa angesprochen, womöglich am Rande der Empfänge, zu denen beide eingeladen wurden. Der General könnte seine jederzeit widerrufbare Zustimmung gegeben und um Verständnis für Ausnahmen gebeten haben. Einmal mehr war damit eine Frage, die Deutsche und Franzosen anging, einvernehmlich geklärt, dank des keineswegs selbstverständlichen Entgegenkommens eines Vertreters der „Forces Françaises en Allemagne“.